

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 85 (1991)
Heft: 4

Artikel: Ökumene im Schatten des Golfkriegs : Tagebuch von der 7. Vollversammlung des ÖRK in Canberra
Autor: Traitler, Reinhild
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ökumene im Schatten des Golfkriegs

Tagebuch von der 7. Vollversammlung des ÖRK in Canberra

Montag, 4. Februar: im Flugzeug von London nach Sydney

Gerade hat uns der Pilot erklärt, dass wir jetzt über Samarkand fliegen. Es ist dunkel, und man kann überhaupt nichts sehen, aber allein dieses Zauberwort «Samarkand» weckt Vorstellungen einer unbestimmbaren Märchenwelt, von Bazaren voll geheimnisvoller Düfte, von feilschenden Händlern, verschleierten Frauen, Karawanen, beladen voll Seide und Gewürzen; ich muss mich krampfhaft überzeugen, dass Samarkand zur Sowjetrepublik Usbekistan gehört, dort geht es sicher ganz nüchtern zu heutzutage, geblieben ist nur die Poesie des Namens.

Aber der Phantasieausflug nach Samarkand hat endgültig meinen Widerstand gegen diese Reise überwunden. Seit Ausbruch des Krieges habe ich mich immer wieder gefragt, was ich denn «dort unten» soll, in Canberra, an der Siebten Vollversammlung des Ökumenischen Rates. «Ich muss doch dort nicht hin», habe ich mir immer wieder vorgesagt. Natürlich war da auch ein gutes Stück Angst dabei. Angst, mit der Fluglinie einer kriegsführenden Nation unterwegs zu sein, Angst vor Terror, Angst vor dem, was noch kommen wird in diesem Krieg, und ich bin auf der anderen Seite der Welt, weit weg von allen, die mir nahestehen, von all meiner Verantwortung.

Vor einer Woche noch habe ich mir – nicht ganz rechtmässig – eine Versicherung gekauft – im Fall ich doch noch absage. Und vor vier Tagen bin ich beim Eislaufen so fest auf den Hinterkopf gefallen, dass ich geglaubt habe, der Schädel ist kaputt. Aber der Arzt auf der Notfallstation hat mir freundlich erklärt, es sei alles in Ordnung, ich könne ruhig nach Australien reisen. Und so habe ich gestern nach der Boldertagung über die Zukunft des Sozialismus meinen Koffer gepackt, und bin heute früh von Kloster aufgebrochen.

«Es gibt doch nur einen Grund, nach Canberra zu fliegen», hat mir meine Mutter gestern abend am Telefon aus Wien erklärt, «nämlich dich dort in der Gemeinschaft anderer Christinnen und Christen zu stärken, auch zu verbinden und zu verbünden.» Sie hatte recht. Schon in London ging's mir besser. Im Wartesaal für unseren Flug habe ich viele alte Freundinnen und Freunde wieder getroffen. Die halbe Ökumene aus Europa und Afrika. Übrigens, was mir aufgefallen ist: Viele meiner früheren Kollegen sind jetzt Bischöfe und Erzbischöfe, nur wir Frauen sind immer noch die gleichen Zudienerinnen im kirchlichen Patriarchat. Mein Nachbar im vollgebuchten Flugzeug ist ein methodistischer Bischof aus Nigeria, entgegen sonstigen methodistischen Ge pflogenheiten hat er ein purpurrotes Hemd und einen weissen klerikalen Kragen unter dem Jackett, und ein winziges rotes Käppchen auf dem Kopf. Er hat gerade beschlossen, sich auch noch den zweiten Film anzusehen, und hat sich bei der Stewardess noch einen Whisky Soda bestellt.

Mir hat der erste Film genügt, ein Machwerk namens «Ghost». Das Thema der Vollversammlung heisst ja: «Komm, Heiliger Geist, erneuere die ganze Schöpfung», und da wollte ich mir anschauen, was die Filmemacher zum Thema «Geist» zu sagen haben. Es ging aber eher um den Spiritualismus – der «Geist» eines Ermordeten beschützt die Geliebte vor lebensbedrohenden Machenschaften, kämpft gegen die Bösen und siegt. Auch in der Welt der Geister ist alles fein säuberlich eingeteilt in Gute und Böse, die Guten kämpfen mit guter Gewalt, die Bösen mit böser, sie haben alle nichts gelernt. In mir hat der Streifen nur die alte Frage aufgeworfen: Ist ein «gerechter Kampf» ohne Rücksicht auf die Methoden zu führen? Kann ich für Errettung, Bewahrung und Erhaltung des Eigenen kämpfen, indem ich «die Feinde» zerstöre? Müssen

wir nicht endlich lernen, Prozess und Resultat, Weg und Ziel zusammen zu sehen? Was mich in diesen ersten Kriegswochen am meisten beeindruckt hat, war die totale Ausblendung der Leiden der «Feinde» – und das war auch in diesem Film so. Die bequeme dualistische Aufteilung der Welt in Gut und Böse verunmöglicht sowohl die Trauer über die Zerstörung als auch die Differenzierung: Reue, Umkehr, Einsicht, Neubeginn – das gibt es nicht. Es gibt nur Sieger und Besiegte, und ich sehe, wie blind es macht, Sieger zu sein.

Donnerstag, 7. Februar: Beginn der Vollversammlung

Heute früh hat die Vollversammlung mit dem Eröffnungsgottesdienst begonnen. Wie in Vancouver gibt es wieder ein Gottesdienstzelt, und diesmal Musiker aus aller Welt, auch einen quicklebendigen orthodoxen Priester aus Amerika, eine Afrikanerin, die uns vormacht, wie man bei Kirchenliefern mit den Hüften wackelt, Itoloh aus Taiwan, der den Asian Sound bringt, und andere, sie könnten mittlerweile bereits ein Ökumene-Musik-Festival bestreiten. Irgendwo entdecke ich auch Fritz Baltuweit mit echtem Kirchentags-Soul-Klang. Herrlich. Ich bin eine halbe Stunde früher gekommen, aber das Zelt war fast schon voll, neben den 850 Delegierten gibt es sicher noch einmal 800 weitere offizielle Beobachterinnen und Beobachter, dann 2000 Besucherinnen und Besucher, die Presse, Tagesgäste. Ich bin zusammen mit Elisabeth Raiser für das Ökumenische Forum Christlicher Frauen in Europa hier in Canberra, die Reise haben wir uns selbst zusammen gespart, weil das Forum ja kaum Geld hat.

Ich schätze, es waren sicher 4000 Leute im Zelt, und es kamen immer noch mehr. Vor dem Zelt brannte ein heiliges Feuer, ausgeräuchert sollten wir nicht werden, aber der Stamm der australischen Ureinwohner, zu dessen heiligen Stätten das Grundstück der Australischen National-Universität einmal gehörte, musste den Boden für unsere Zusammenkunft vorbereiten. In manchen Köpfen wird sich jetzt wahrscheinlich der Gedanke an Geisterbeschwörung breitmachen, aber ich erinnere

mich an das heilige Feuer der Indianer auf der Sechsten Vollversammlung in Vancouver. Für mich war das damals ein Symbol der Solidarität von Menschen anderer Glaubens, ein Zeichen des Wohlwollens und des gegenseitigen Respekts. Damals hieß es dann schnell einmal «Synkretismus» – warum die Christen eigentlich immer so ängstlich sind, ihr «Eigentliches» zu verlieren? Der Glaube ist doch sowieso ein Geschenk und kann doch gar nicht «verloren» gehen wie ein Besitz.

Am Nachmittag gab dann der australische Premier Hawke der Vollversammlung die Ehre. Wie schon so oft bei Politikern hatte ich auch bei ihm den Eindruck, dass er sich bewegte und sprach wie auf einer Wahlveranstaltung. Erst erzählte er uns lange und breit, was die australische Regierung alles für die Ureinwohner getan, wieviel Geld sie ausgegeben, welch partnerschaftliche Gesetzgebung sie verabschiedet hätte. Auf der Empore sassen mehrere Aborigines, Frauen, schwenkten Transparente und riefen immer wieder «Landrechte, Landrechte». Es war wie eine Illustration einer ökumenischen Parole aus den sechziger Jahren, als sich die Stimmen aus der Dritten Welt zu mehren begannen, die «Justice not Charity» – «Gerechtigkeit, nicht Almosen» verlangten.

Dann ging Hawke zum Thema Golfkrieg über, sozusagen frontal, und versuchte, uns das, was jetzt passiert, als gerechten Krieg schmackhaft zu machen. Indirekt war das auch eine Warnung an die Vollversammlung, den sicheren Sieg der Alliierten nicht durch faule Aufrufe zu einem sofortigen Waffenstillstand zu stören. Metropolit Paulos Gregorios, einer der ÖRK-Präsidenten, hat dem hohen Guest dann Paroli geboten, mit ausgesuchter Höflichkeit und mit mindestens ebensoviel Arroganz. In einer multikulturellen Gesellschaft wie der australischen käme es eben darauf an, dass die starke Kultur die schwächere Kultur höre und sie in ihrer eigenen Sprache und mit ihren eigenen Forderungen ernst nehme. Wenn das nicht geschehe, bedeute multikulturelle Gesellschaft im Klartext die Gesellschaft der stärksten Kultur. Und was den Golfkrieg betreffe: Es ginge uns allen um den Frieden, Divergenzen gäbe es nur in der Frage der Mittel, diesen Frieden herzustellen.

Übrigens: Das Schönste an diesem Tag war die Begegnung mit den vielen Freundinnen und Freunden. Nina Bobrova ist hier, wir haben jahrelang im Ökumenischen Frauenforum zusammengearbeitet, sie macht die Frauenarbeit in der Russisch-orthodoxen Kirche. Zum ersten Mal hat sie mir heute von der ausserordentlich schwierigen Versorgungslage erzählt. Sie wisse nicht, wie die alten Menschen, die nur von ihrer Rente leben müssen, diesen Winter in der Sowjetunion überleben sollen. Es fehlt an allem, die realen Einkommen sind durch die Teuerung massiv gesunken, viele Menschen können sich keine Heizung mehr leisten. Ich erfahre auch, dass meine Weihnachtspakete nicht angekommen sind, und ärgere mich. Nina hat noch nie geklagt, schon das zeigt mir, dass es jetzt viel schlimmer sein muss. Es zeigt mir aber auch das Mehr an Demokratie und Offenheit, das heute in der Sowjetunion möglich ist.

Freitag, 8. Februar: Chung Hyun Kyung reflektiert über Gottes Geist in der leidenden Schöpfung

Der Vortrag der jungen koreanischen Theologieprofessorin Chung Hyun Kyung ist für mich der erste Höhepunkt. Vielleicht hat mich ihre Entfaltung des Themas «Komm, Heiliger Geist, erneuere die ganze Schöpfung» deshalb so berührt, weil sie eine Form gewählt hat, um die wir uns in der feministischen Theologie seit Jahren bemühen, Theologie nicht nur als Diskurs der Worte, der logischen Gedankenketten, sondern als eine Art «Gesamtkunstwerk», in dem sich im Tanz, in der Gebärde, im Gebet, in der Poesie der Sprache ebenfalls etwas mitteilt.

Es begann mit dem Schuhausziehen. Chung bat uns, so wie das viele Völker in Asien tun, als Gebärde der Selbstniedrigung die Schuhe auszuziehen, um so in Demut der Heiligen Ruach begegnen zu können. Dann rief sie die Ruach an, die bei den Leidenden, mitten im Leiden und in der Zerstörung um das Leben weint. Die Anrufung begann mit dem Geist Hagars, der ägyptischen Sklavin, und endete mit dem Geist unseres Bruders Jesus, des Befreiers. In einer dramatischen Geste verbrannte sie dann die Liste der Leidenden – ich weiss

noch nicht genau, was diese Verbrennung symbolisieren sollte.

Daran schloss sich nämlich eine Reflexion über Gottes Geist in der leidenden Schöpfung an, und die Frage, ob es nicht an der Zeit wäre, die Bibel heute aus der Perspektive der «Ärmsten der Armen», der Luft, des Wassers, der Tiere zu lesen, und «denken zu lernen wie ein Berg».

Bei mir hat das Assoziationen an die berühmte Kurzgeschichte «Ein Baum, ein Felsen, eine Wolke» von Carson McCullers hervorgerufen, die ich vor kurzem wieder einmal gelesen und bewundert habe. Da geht es um die Kunst des Liebens. Vielleicht fangen wir am falschen Ende an. Welche Vermessenheit, gleich einen Menschen lieben zu wollen! Müssen wir nicht erst üben, erst lernen, das geschaffene Sein wahr-zunehmen, es zu «lieben», so wie es in die Welt gesetzt ist, einen Felsen lieben, einen Baum, eine Wolke. Auch zu einem fremden Jungen sagen können «mein Sohn». Die Vernetztheit unserer Existenz begreifen, unser Eingebundensein in diese Schöpfung. Für Carson McCullers (die diesen Stoff übrigens der Zürcherin Annemarie Schwarzenbach und ihrem Romanfragment «Das Wunder des Baumes» verdanken soll) ist die Idee der Vernetztheit nicht etwas Mystisches, sondern eine Tatsache. Ähnlich hat Chung Hyun Kyung uns aufgefordert, der nekrophilen Kultur des Todes eine Kultur des Lebens gegenüberzustellen, dem Geist «Babels» – der Machtgier und des Egoismus – Gottes pfingstlichen Geist. Eine solche Kultur des Lebens können wir nur entwickeln, wenn wir unseren Anthrozentrismus zugunsten einer Lebens-Zentriertheit aufgeben, und wenn wir das dualistische Denken überwinden. Heute käme es auf Vernetztheit, gegenseitige Unterstützung und Harmonie an.

Samstag, 9. Februar: «Jetzt ist es Zeit – sagt nein»

Eigentlich ist es Sonntag Morgen, halb vier Uhr früh. Ich bin gerade von der Nachtwache für Frieden und Gerechtigkeit zurückgekommen. Einige Stewards, darunter mein Sohn, wollen die ganze Nacht ausharren – sie haben sich ein winziges Zelt vor dem grossen Gottesdienstzelt aufgeschlagen, da

ruhen sie sich zwischendurch aus. So heroisch war ich nicht.

Die Nachtwache war nach Regionen eingeteilt. Europa war von eins bis zwei Uhr morgens dran. Als ich nach Mitternacht ankam, sangen und beteten gerade die Afrikaner. Fast die ganze Zeit in ihren eigenen Sprachen. Das hat der Verständigung überhaupt keinen Abbruch getan. Im Gegenteil: Endlich einmal nicht das ewige Englisch. Die Ökumene hat jetzt zwar mehr offizielle Sprachen als früher, aber sie werden weniger benutzt. Die Afrikaner bringen es fertig, eine Stunde lang zu singen und sich dauernd dazu zu bewegen. Es ist wie ein ständiges rhythmisches Wiegen, eine Art Beten mit dem Körper. Zum Schluss der afrikanischen Stunde kletterte eine weisse Frau aufs Podium und sagte mit tränenbewegter Stimme, sie trage schwer an ihrem «Weiss-Sein» als Weisse in Südafrika, als Teil der Unterdrücker, und dann bat sie ihre schwarzafrikanischen Schwestern und Brüder um Vergebung. Die haben sie einfach in die Arme genommen und haben weitergebetet, singend, sich wiegend, bis um ein Uhr früh wir Europäerinnen und Europäer dran waren.

Bei uns wiegten sich nicht buntgekleidete Männer und Frauen, sondern mehrere orthodoxe Brüder im langen schwarzen Habit sangen getragen ein russisches Kyrie. Jean Fischer, Generalsekretär der Konferenz Europäischer Kirchen, hatte mich gebeten, ein Gedicht zu schreiben, und ich habe es «Now is the time – say no» genannt. «Now is the time» – «Jetzt ist es Zeit», heisst ein Lied der amerikanischen Liedermacherin Carol Etzler, es ist ein Widerstandslied aus der amerikanischen Frauenbewegung, das letzte Mal habe ich es in der Paulus-Akademie gesungen, im Februar 1989 bei einem grossen Begegnungstag zwischen Frauen aus ganz Europa zum Thema «Wir wollen (nur) Gerechtigkeit». Und «say no» – «sagt nein» war eine Assoziation an das berühmte Gedicht von Wolfgang Borchert, das mir in den letzten Tagen ständig im Kopf herumgegangen ist. Es ist der leidenschaftliche Aufruf eines jungen sensiblen Menschen, der am Krieg zugrunde gegangen ist, sich dieser Tötungsmaschinerie zu verweigern, gleichgültig, in welchem Gewand sie daherkommt. Auch der Krieg im moralischen Gewand tötet und zerstört. Und während

ich dieses Gedicht las und mir der Refrain von den vielen Menschen im Zelt entgegenkam: «Now is the time – say no», überfiel mich gleichzeitig eine Art kalte Wut, eine zornige Hilflosigkeit, die mir fast die Stimme verschlug. Haben wir das nicht Jahrzehntelang gesagt, haben wir uns nicht Plakate an unsere Bürowände gehängt: «Stellt euch vor, es ist Krieg und keiner geht hin», haben wir uns nicht mit sträflicher Naivität vorgemacht, allein unser Wollen genüge?

Jetzt ist Krieg, und sie sind alle hingegangen. Sogar Frauen. Und Frauen haben wie eh und je ihre Männer begleitet und ihre Söhne, ihre Brüder, ihre Väter. Diese Idee von der Macht der Gewalt, der Starken, diese Sieger- und Verlierermentalität ist noch immer ganz fest verankert in unserer Kultur. Gestern haben mir Freunde aus der ehemaligen DDR erzählt, in welchem Tempo jetzt die Wiedervereinigung der Evangelischen Kirche in Deutschland und des Bundes der Evangelischen Kirchen (in der DDR) vorangetrieben wird. Ein ursprünglicher Dreijahresplan ist auf ein halbes Jahr zusammengeschrumpft, und von den 90 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Bundes werden fünf bis sechs übernommen. Die Starken in Europa fressen die Schwachen auf.

«Geh zu den Opfern – hör zu», heisst es in meinem Gedicht. Geh zu den Opfern: Auch in unserer Gesellschaft gibt es Opfer – eine halbe Million Menschen in der Schweiz leben von 1300 Franken im Monat, hat Judith Giovannelli kürzlich in den «Neuen Wegen» geschrieben. Dafür kommen verwaltungsratsumkränzte Politiker auf ihre Million pro Jahr und mehr. Abgesehen davon, dass kein Mensch so viel «wert» sein kann, stellt sich dann die Frage, wo die Loyalitäten liegen. «Geh zu den Opfern – hör zu», habe ich meinen europäischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern zugerufen. Hier im Weltkontext verschwimmen ja die Grenzen, auf die wir uns soviel einbilden zu Hause. Und war richtig froh, wie dann Männer und Frauen ans offene Mikrophon kamen und für Europa beteten – für einen Weg aus unserer Verstricktheit mit der Macht, für die Solidarität mit den Schwachen in Europa und weltweit, und dann sangen wieder die Orthodoxen. Gelassen, fast beruhigend stiegen die gregorianischen

Harmonien des Kyrie in die laue Sommernacht.

Als wir um zwei Uhr morgens fertig waren, zogen die Lateinamerikaner tanzend ein. Eine junge Frau schlug das Tamburin, und wir sangen «Gloria a Dios». Die kriegten es fertig, selbst noch ihre Gebete für die Gefolterten und Ermordeten in El Salvador mitten in ein jubelndes Allelujah zu stellen, und in ein widerständiges «Santos, santos, santos, mi corazon t'adora» – «Heilig bist du, Gott, mein Herz betet dich an, nicht die Götzen der Macht, nicht die Herren der Welt, dich allein.» Dazwischen Trommeln und das Tamburin, mit diesen Klängen im Ohr bin ich durch das dunkle Campus nach Hause gegangen.

Mittwoch, 13. Februar: Alles ist auf Medien getrimmt

In den letzten Tagen hat sich bei mir das Gefühl festgemacht, dass ich eigentlich gar nicht weiß, was «läuft» auf dieser Vollversammlung. Zum Teil hängt es mit einer für meine Begriffe falschen Planung zusammen. Ständig gibt es irgendwelche «Shows» – alle wichtigen ökumenischen Anliegen der letzten sieben Jahre mussten der Vollversammlung vorgestellt werden. Dagegen ist ja im Prinzip nichts einzuwenden, wenn man das so macht, dass sich daraus die Möglichkeit zum Dialog ergibt. Aber weil hier alles auf Medien getrimmt ist, laufen diese Shows nach Drehbuch ab, und oft sind es ziemlich langweilige Drehbücher. Ich bin nicht die einzige, die sich ständig ange redet vorkommt. Zwischen Tür und Angel – mit dem Essenstablett in der Hand, bin ich heute Mittag in meinen alten Kollegen Constantin Patelos gelaufen. Er ist heute Professor für Systematische Theologie in Athen und hier in Canberra Delegierter des Ökumenischen Patriarchats. «Jardin d'enfants», hat er geschimpft, temperamentvoll wie eh und je. Dass auf diese Weise keine Zeit für wichtige Debatten bleibe, zum Beispiel für die Debatte über den Vortrag von Frau Chung, das sei geradezu empörend, weil die Orthodoxen hier viele Anfragen zu stellen hätten. Die diffuse Auffassung vom Heiligen Geist sei völlig unakzeptabel, christologisch nicht angebunden, darüber müsse man reden. Sprach's und rannte weiter.

Natürlich, in solchen Begegnungen, längeren oder kürzeren, ist viel gelaufen. Gestern hat mir eine orthodoxe Freundin klar gemacht, dass der Heilige Geist nicht einfach eine Kraft oder Lebensenergie sein könne, sondern Person in der Trinität sei, Vater, Sohn und Heiliger Geist seien nicht Metaphern, sondern gehörten zum Wesen Gottes. Meine feministische Anfrage, ob denn dann die – erst spät entstandene – Trinitätslehre nicht sehr einengend sei, auch die biblische Gottes- und Geistsprache eingrenze, hat sie, glaube ich, nicht einmal verstanden. Aber solche Debatten sind hier öffentlich überhaupt noch nicht geführt worden.

Die letzten Tage haben wir uns auch ein wenig in unsere Kleingruppen in den Untersektionen eingekettet. Aber auch da war der Prozess zu kurz, zu schnell, zu englisch. Als unsere lettische Delegierte endlich wusste, worum es bei «Gerechtigkeit für Frauen» eigentlich ging, waren die Diskussionen schon wieder vorbei, und wir sollten ganz schnell einen Bericht schreiben. Pädagogisch war das völlig daneben. Diese Art von prozessorientierter Arbeit braucht viel länger Zeit, vor allem in einem multikulturellen Kontext. Da kann man nicht nach zwei Tagen Berichte schreiben. Wenn es nachher schöne Dokumente gibt, werde ich sehr misstrauisch sein: Die sind dann nämlich die Machwerke der Protokollführenden. Wenn nur so wenig Zeit zur Verfügung steht, müsste es eigentlich eine Vorlage geben, an der die Konferenz dann weiterarbeiten kann. Aber Vorgaben gab es in Canberra nicht.

In der heutigen Sitzung unserer Sektion bin ich neben meinen alten Freund Julio de Santa Ana zu sitzen gekommen. Julio ist jetzt Theologieprofessor in Rio, vor zehn Jahren haben wir im ÖRK an einem befreiungstheologischen Projekt zusammengearbeitet. Rund um uns herum die lateinamerikanische «Mafia»: Roger Velasquez, Theologe und Lehrer aus Nicaragua, Prof. Miguez Bonino aus Argentinien. Julio ist am Witzeerzählen. Also das ist der neuste:

«Ein orthodoxer Erzbischof ist in Canberra gestorben. Natürlich steigt er geradewegs in den Himmel empor, klopft an und wird eingelassen. «Ich bin Chrysostomos, orthodoxer Erzbischof, ein treuer Gläubi-

ger, ausserdem ökumenisch, leider bei der 7. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Canberra dem Hitzschlag erlegen, ich hoffe, es erwartet mich der mir gebührende Platz.» «Schon gut, schon gut», unterbricht ihn Gott Mutter, «wir werden dein Dossier prüfen, aber ich bin augenblicklich mit der Schöpfung überlastet, diese brennenden Ölfelder in Kuwait, einfach keine Zeit, geh doch zum Sohn.» Der Erzbischof schluckt seine Verwunderung hinunter, klopft beim Sohn an, wiederholt seinen Spruch, aber der Sohn zuckt die Achseln: «Wirklich keine Zeit für Einzelfälle, es ist Krieg, ich muss auf allen Seiten bei den Leidenden sein, und glaub mir, es leiden viele, geh doch zum Heiligen Geist.» Der Erzbischof klopft an der dritten Tür und findet die Heilige Geistin, tief ins Nachdenken versunken. «Chrysostomos», stellt er sich vor, «orthodoxer Erzbischof, ein treuer Gläubiger, ausserdem ökumenisch, leider hat mich der Hitzschlag getroffen bei der siebten Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Canberra.» Die Heilige Geistin schreckt auf und stammelt: «Canberra, Canberra, um Gottes Willen, da war doch diese Einladung, die habe ich ganz vergessen!»

Wir lachen so laut, dass uns die Vorsitzende strafend anschaut. Aber eigentlich ist es gar nicht zum Lachen. Es zeigt nur, dass dieses Thema allzu viele Erwartungen geweckt hat – und dass wir, vor allem in der protestantischen Tradition, einen grossen Mangel an «Geisttheologie» haben, und dementsprechend viele verschiedene Vorstellungen.

Donnerstag, 14. Februar: «Ein Tag im Leben von General Schwarzkopf»

In meinem Hotel wird morgens immer die Zeitung durch die Tür geschoben, ich lese dann das Neuste über den Golfkrieg und über die Vollversammlung, in schlechter Manier beim Frühstück. Heute früh brachte die «Canberra Times» als Kolumne «Ein Tag im Leben von General Schwarzkopf»: «Um sieben Uhr früh wacht er auf, um Krieg zu führen....», beginnt der Artikel. «Die nächsten 17 Stunden ist er, wie er selbst sagt, mit der ungeheuer dichten, sehr persönlichen und sehr emotionsgeladenen

Erfahrung des Krieges beschäftigt.» Er hat ein Kriegsbüro, dort wird er über die Aktivitäten im «Kuwait Theatre of Operations» – wörtlich: im «Operationssaal von Kuwait» – unterrichtet, die Jagdbomber fliegen «Missionen». Ich versuche, dieses Wörterbuch auseinanderzunehmen, da wird die Sprache der Religion auf den Krieg angewendet – die Alliierten haben eine Mission. Und die Sprache der Medizin – es ist von chirurgischen Eingriffen die Rede. Und dann die Sprache des immer ersehnten Abenteuers: Intensität, Emotionen, Erlebnisse. Die Tötungsmaschine als Lebenswert. Fazit dieses Tages: Der General hält nicht viel vom «enemy body count» – davon, dass man die Verluste des Gegners zählt. In Vietnam hätten solche Praktiken nur die Kampfmoral geschwächt, solche Skrupel könnte man sich im Krieg nicht leisten. Dafür bereitet ihm die Sorge um Verluste bei den eigenen Truppen schlaflose Nächte.

Hätte ich nicht vor einigen Tagen, in einem ersten eingeschobenen Hearing zum Krieg im Golf, gehört, dass die amerikanischen Kirchen diesmal, anders als in Vietnam, schnell und eindeutig auf die Invasion Saddam Husseins und auf den anschliessenden Truppeneinmarsch reagierten, so hätte mich dieser «Tag im Leben von Norman Schwarzkopf» mehr beeindruckt. Jedenfalls weiss ich jetzt, dass es gezielte Desinformation der Medien und vor allem des CNN war, die in den letzten Wochen und Monaten die in den USA existierende Opposition entweder völlig ausgeblendet oder als lächerlich, winzig und unbedeutend hingestellt hat. Dass die Kirchen die Aggression Saddams zwar eindeutig verurteilt, sich aber ebenso eindeutig gegen eine Gewaltlösung ausgesprochen haben, davon war nichts zu hören.

Heute trafen sich die europäischen Mitglieder unserer Sektion, in der es unter dem Titel «Geist der Wahrheit – mach uns frei» um Fragen von Frieden und Gerechtigkeit geht. Auf Antrag einer Delegierten wurde beschlossen, die erste Hälfte des Vormittags der Debatte über den Golfkrieg zu widmen. Übrigens kein einstimmiger Beschluss, viele der Europäer meinten, das ginge uns nichts an. Die Diskussion, die dann folgte, hat mir gezeigt, dass die Mei-

nungen unter den europäischen Kirchen weitaus geteilter zu sein scheinen als die der amerikanischen Kirchen. Ein Hinweis auf die Mitschuld der Europäer, die ja immerhin mitgeholfen hätten, Saddam aufzurüsten, wurde zu Boden geredet. Jetzt sei Krieg, und nicht Zeit, danach zu fragen. Erstaunt hat mich auch das tief verankerte europäische Vorurteil gegenüber dem Islam, vor allem, weil es sehr subtil daherkam – ich denke, hier müssen wir auch in unserer Tagungsarbeit weiterdenken.

Und wie das schon vor einigen Tagen im Plenum angetönt wurde, haben sich vor allem die Engländer wieder stark gemacht für die Auffassung, dass es sich hier – wenn schon nicht um einen gerechten, so doch um einen vom christlichen Standpunkt aus zu rechtfertigenden Krieg handle. Ich selber habe an meiner eigenen Reaktion gemerkt, dass für mich die Frage der Führbarkeit von Kriegen zu einer Frage des Status Confessionis geworden ist: Ich kann das nicht mehr mit meinem christlichen «Bekenntnis» verbinden. Ich fühle mich mehr und mehr hingezogen zu der Position der historischen Friedenskirchen, die aus dem Evangelium den Auftrag zu einem konsequenten Pazifismus abgeleitet haben.

Gestern war ich beim Quäkerstand, da hängt ein grosses Plakat: «Es ist schlimm, wenn eine Bombe auf uns abgeworfen wird, aber schlimmer noch ist es, eine Bombe auf andere abzuwerfen.» Freilich ist mir klar, dass ich einen solchen Standpunkt bedingungsloser Gewaltfreiheit nicht von anderen verlangen kann, ich kann ihn nur für mich selbst akzeptieren und zu leben versuchen. Und natürlich verstehe ich, dass es Situationen geben kann, wo jedes andere Mittel ausprobiert, ausgeschöpft, als wirkungslos ausgewiesen ist. Aber die Frage ist, ob im gegebenen Fall wirklich alle Mittel der Völkergemeinschaft ausgeschöpft waren, um den Aggressor ohne kriegerische Gewalt in die Schranken zu weisen. Im Lauf unserer Diskussion wurde immer wieder klar, dass die Völkergemeinschaft tatsächlich keine Erfahrung hat im Umgang mit alternativen Möglichkeiten der Konfliktlösung, und deshalb auch kein Vertrauen, dass sie etwas bewirken können. Hätten wir nur einen Bruchteil der Gelder, die in den letzten Jahrzehnten in die Entwicklung

von «klugen Bomben» und ähnlichen High-Tech-Waffen gesteckt wurden, für die Entwicklung von gewaltfreien Konflikt-Lösungsstrategien verwendet, wäre dieser Krieg vielleicht doch vermeidbar gewesen.

Nach all den Debatten fühle ich mich am Abend dieses «Tages einer Vollversammlung» doch einigermassen deprimiert. Deprimiert auch über mich selber: Warum geht mir dieser Krieg so nahe, während die Kämpfe in Liberia, in Somalia, an allen Ecken und Enden der Welt sorgfältig aus unserem Bewusstsein ausgeblendet wurden? Selbst in dem, was wir wahrnehmen und wahrnehmen können an Krieg, Zerstörung, Leid, sind immer noch die Strukturen des Rassismus und Kolonialismus am Werk.

Sonntag, 17. Februar: Der Vorzug des Halljahrprojekts

Zum Wochenende bin ich in eine Gemeinde gefahren. Mein Gastgeberhepaar heisst Liz und Bernie Rogers. Die beiden sind vor zwanzig Jahren aus Wales nach Australien ausgewandert. Sie leben auf einer Farm, etwa vierzig Kilometer ausserhalb von Canberra. Sechzig Acker Land – eine «winzige Farm», dreissig Fleischkühe, ein Zuchttier, «das macht sich von selbst» – beide sind voll berufstätig in Canberra und aktiv in der sogenannten «Uniting Church of Australia» – einer Kirche, die frühere Methodisten, Presbyterianer, Reformierte umfasst – die Union ist noch nicht abgeschlossen.

Wir sind durch das Hochplateau gefahren, in der Ferne schimmern Hügelketten, alles an dieser Landschaft ist weich. Die Eukalyptusbäume sehen uralt aus, überhaupt, dieses Land ruht in sich, sieht aus wie vom Anfang der Zeit. Kaum je ein Haus, grasende Schafe, Zeichen an der Strasse, die vor Kangaroos warnen, aber es zeigt sich keines in der Hitze des Tages.

Im morgendlichen Gottesdienst fragte der Pfarrer, was denn eine lokale Gemeinde tun könnte – das begegnet mir überall, auch in Zürich, wir wollen immer gleich etwas tun, oft schon, bevor wir uns einer unangenehmen, schmerzhaften Analyse der Realität ausgesetzt haben. So habe ich in meinem Grusswort an die Gemeinde vom schweizerischen Halljahrprojekt erzählt, und habe gemerkt, dass der Vorzug dieses Projekts

ist, dass es begrenzte und überschaubare Ziele setzt: Nach dem Gottesdienst haben mich viele Leute darauf angesprochen; vielleicht gäbe es eine Möglichkeit, um solche Projekte herum internationale kirchliche Partnerschaften aufzubauen. Für eine solche Vernetzung hat sich ja auch die schweizerische Delegation an der Vollversammlung eingesetzt. Aber mir schwebt da noch viel mehr Basisvernetzung vor. Gerade dieser Sonntagmorgen in der winzigen Gemeinde Whattle Park hat mir klargemacht, wie isoliert die Kirchen voneinander sind. In einer Welt, in der der Markt und die Medien eigentlich längst eine Art säkularer Ökumene geschaffen haben – in der wir weltweit die gleichen Produkte und die gleichen Nachrichten konsumieren –, sind wir als Christinnen und Christen immer noch so parochial verankert.

Donnerstag, 21. Februar: Die Ökumene ist zerbrechlicher geworden

Die Vollversammlung liegt hinter uns. Die letzten Tage waren so hektisch, dass das Tagebuch liegengeblieben ist. Die am Anfang verlorene Zeit hat uns in den letzten drei Tagen gefehlt. Im Eiltempo wurden Dokumente verabschiedet, welche die meisten Delegierten kaum gelesen hatten: die Berichte der vier Sektionen sowie der verschiedenen Ausschüsse, die Programme und Beziehungen in den nächsten Jahren bestimmen sollen, und die Erklärungen verschiedener Gruppen – etwa der Behinderten oder der Jugend (sie hat die Vollversammlung mit dramatischem Nachdruck darauf hingewiesen, dass die chronische Untervertretung der Jungen in der Praxis ökumenischen Selbstmord bedeutet). Zwei Drittel dieser kurzen Zeit brauchte die Versammlung für die erbittert geführten Nominierungskämpfe und für die Diskussion der Golferklärung.

Ich versuche, Rückschau zu halten: Was werde ich denn nach Hause mitnehmen, nach diesen zwei Wochen? Einmal den Eindruck, dass die Ökumene zerbrechlicher geworden ist. Der alte Slogan von der Einheit in der Vielfalt ist nicht aufgegangen. Was wir haben, ist das Nebeneinander in der Vielfalt. Zusammengehalten durch kostbare Augenblicke – die Gottesdienste,

die Verbundenheit der Freundinnen und Freunde, aber schon diese Augenblicke haben wir verschieden erlebt und gedeutet. Dann die Überzeugung, dass die theologischen Differenzen nicht kleiner geworden, sondern eher gewachsen sind. Die orthodoxen Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben uns am letzten Tag der Vollversammlung eine Erklärung vorgelegt, in der sie ihrer Sorge Ausdruck geben, dass sich der ÖRK nicht auf dem Boden seiner trinitarischen Basis bewege und dass das Ziel somit nicht mehr die sichtbare Einheit der Kirchen sei. Ein Hindernis auf dem Weg zur Einheit sei übrigens die Stellung der Frau in der Kirche. Solche Worte schmerzen, aber wir werden diese Aufforderung zum Dialog annehmen müssen.

Gleichzeitig gehe ich nach Hause mit der Gewissheit, dass die Frauen nicht mehr wegzudenken sind, weder aus der Ökumene noch aus den Kirchen. Auch wenn Quotenregelungen nicht ekklesiologische Fragen lösen, so haben sie doch bewirkt, dass die Frauen präsent sind, auch in den orthodoxen Kirchen. Die Frauen haben sich auch sonst nicht den Mund verbieten lassen. Zu keinem Thema. Auch nicht zum Thema der Belästigung durch (Kirchen-)Männer. Es wurde sogar ein Fall von versuchter Vergewaltigung bekannt. Wenn Frauen früher – aus Angst oder Scham – über solche «Kavaliersdelikte» geschwiegen haben, diesmal haben sie ausgepackt. Das Frauenzelt – das als Alternativprogramm lief – war gesteckt voll, als es um das Thema «Frauen und Gewalt» ging. Und es wurde sehr deutlich, dass das ein weltweites Phänomen ist.

Schliesslich: Ein gewisser Mangel an Vision, an Mut, Neues zu wagen, an eindeutigen Prioritäten in der Ökumene war zu spüren. War das die restaurative Zeit der achtziger Jahre? Sicher wird viel darauf ankommen, wer in zwei Jahren als neuer Generalsekretär nach Genf zieht. Aber Ökumene ist nicht einfach aufzuhängen an einem «Retter» – ich denke, wir müssen sie in unseren eigenen Kirchen aus der Beliebigkeit des Zusätzlichen herausholen, und endlich in die Mitte stellen: aus dem universalen Auftrag des Evangeliums endlich auch eine, in der Solidarität mit Christinnen und Christen in aller Welt gelebte lokale Kirche machen.